Brooke, dann folgten Admiral Barker, Capitän West, welche die Marine vertreten, Botschafter v. Holleben mit den Botschaftsattachés in Uniform, der deutsche Generalconsul Buenz, dann die drei Delegirten Roosevelt's, nämlich der Unterstaatssekretär Hill, General Corbin und Contreadmiral Evans. Darauf drückte Dewey's Adjutant, Capitän Sargent, Dewey's lebhaftestes Bedauern, am persönlichen Erscheinen verhindert zu sein, aus. Zuletzt erschien Bürgermeister Low mit seinem Sekretär. Nach dem Empfang und der Parade über die Besatzung der „Hohenzollern" folgte ein Gabelfrühstück, bei welchem v. Holleben und Evans neben dem Prinzen Heinrich saßen. Nachmittags drei Uhr besuchte Prinz Heinrich auf einem Schleppdampfer die Regierungswerft, machte einen Gegenbesuch bei Barker und Brooke auf Governors-Island, besichtigte das Schlachtschiff „Illinois" und kehrte dann nach der „Hohenzollern" zurück. Abends war der Prinz Gast des deutschen Vereins, wo das Orchester unter Henry Schmitt, dem Director der Philharmonischen Gesellschaft, die Hochzeitshymne spielte, welche Prinz Heinrich für die Hochzeit der Prinzessin Sophie Konstantin von Griechenland componirt hat.

N. **New York**, 23. Februar. (Privattelegramm.) Ein Vertreter der „Associated Preß" hatte sofort nach Ankunft des „Kronprinz Wilhelm" ein langes Interview mit Capitän von Mueller, der im Ostasien der Adjutant des Prinzen Heinrich war. v. Mueller erwähnte: Der Prinz hatte schon bei Ablauf seines Commandos in Ostasien den Wunsch, eine Reise nach der nordamerikanischen Union zu machen, um seine Kenntnisse durch einem Aufenthalt in der neuen Welt zu bereichern, aber damals standen der Ausführung des Planes dienstliche Gründe entgegen. Der Interviewer berührte sodann die Angelegenheit Dewey und erhielt folgende Antwort: Die Sache verhält sich in Wahrheit wie folgt: Prinz Heinrich gab im Hafen von Hongkong den dort gleichzeitig anwesenden fremden Schiffscommandanten ein Mahl und trank während desselben auf die Souveräne und Oberhäupter der vertretenen Flaggen, in der Reihenfolge England, Deutschland, Rußland und Vereinigte Staaten, und England wurde aus dem Grunde vorangestellt, weil Hongkong eine englische Besitzung ist, deren stellvertretender Gouverneur anwesend war. Später hörte der Prinz durch Consul Loeper, daß der anwesend gewesene Admiral Dewey sich beschwert fühlte, weil der Prinz in dem Toast nicht an erster Stelle die Vereinigten Staaten erwähnt habe, obgleich es internationaler Brauch sei, in solchen Fällen nach dem Alter der Patente zu verfahren. Dewey war nämlich nach seinem Patent der älteste unter den Gästen. Der Prinz zögerte nicht, diese Etikettenfrage gegenüber dem persönlich hochgeschätzten amerikanischen Kameraden bei einem gelegentlichen Besuche auf dem Flaggschiff „Olympia" zu besprechen und offen zu sagen, daß Dewey mit seiner Auffassung, wie sich der Prinz überzeugte, recht habe. Dewey's Antwort lautete: „Well, Sir, I thank you for your apology. I may say, that I liked you before this, but after what you have told me just now. I think I like you better and this is saying a great deal". (Gut, Sir, Ich danke Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit. Ich muß Ihnen sagen, daß ich für Sie schon vor der jetzigen Unterhaltung große Zuneigung empfand, aber jetzt, nachdem Sie so gesprochen haben, ist diese Zuneigung noch größer geworden, und das will viel sagen). Dieser Austrag der Etikettenfrage verstärkte nur das zwischen beiden Betheiligten bestehende freundschaftliche Verhältniß, und der Prinz behielt die Worte des amerikanischen Freundes bis heute in dankbarer Erinnerung. Dewey lud später den Prinzen ein, ihn in Manila zu besuchen, die dienstlichen Aufgaben des Prinzen an der chinesischen Küste gestatteten ihm aber nicht, der Einladung nachzukommen.

Capitän von Mueller äußerte weiter über die Bedeutung des Prinzen-Besuches: Als Präsident Roosevelt die Anfrage des Kaisers, ob Miß Roosevelt die Jacht taufen wolle, verbindlichst bejaht hatte, beschloß der Kaiser, dem Präsidenten eine besondere Aufmerksamkeit dadurch zu erweisen, daß er sich selbst durch einen Prinzen seines Hauses bei den Feierlichkeiten vertreten ließ. Er erinnerte sich dabei der Beziehungen des Prinzen zu Dewey und Contreadmiral Evans, sowie daran, daß der Prinz schon bei seiner Rückkehr aus Ostasien den lebhaften, damals nicht realisirbaren Wunsch hatte, die Vereinigten Staaten kennen zu lernen. Noch mehr erinnerte sich der Kaiser daran, daß der Prinz, wo immer er im Auslande aufgetreten war, stets verstand, die Herzen für sich zu gewinnen und einen auf gegenseitige Werthschätzung gegründeten freundschaftlichen Ton in die internationalen Beziehungen hineinzutragen. In diesem Sinne ist jedenfalls die auf den Prinzen gefallene Wahl des Kaisers aufzufassen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 24. Februar.

Wenn morgen die Tarifcommission des Reichstags ihre Sitzungen wieder aufnimmt, werden auch diejenigen ihrer Mitglieder, die trotz der **Erklärung des Grafen Posadowsky** noch an die Möglichkeit einer kleinen Erhöhung eines oder des anderen Minimalsatzes für Getreide glaubten, eingesehen haben, daß sie sich im Irrthume befanden. Der „Staats-Anzeiger für Württemberg" würde nicht schreiben, jene Erklärung beseitige auch die letzten Zweifel Derjenigen, die in den bisherigen Regierungserklärungen noch eine für Zollerhöhungen benutzbare Hinterthür finden zu können glaubten, wenn nicht die verbündeten Regierungen die Mindestsätze der Tarifvorlage für unüberschreitbar erachteten. Daß sie dies thun, wird uns auch von wohlunterrichteter Seite in Berlin folgendermaßen bestätigt: „Wenn die Centrumspresse und soeben auch die „Conservat. Corresp." noch herumrathen, ob die Regierung nur diesen Compromißvorschlag abgelehnt hat, ob sie nicht etwa einen anderen, noch näher an die Regierungsvorschläge heranrückenden Compromißantrag acceptiren will, so sind wir in der Lage, diese Calculationen als völlig müßige zu bezeichnen. Es ist in der That an dem, daß die Regierung neue Mindestsätze ablehnt und eine Erhöhung der vier Getreidesätze zurückweist, und zwar so, daß jeder über die Regierungsvorlage hinausgehende Schritt, sei er auch noch so geringfügig, das Zustandekommen der Vorlage selbst unmöglich macht." Wir wollen nicht untersuchen, warum Graf Posadowsky sich nicht ebenso bestimmt ausgedrückt hat; wichtiger ist die Frage, was nun zu thun sei. Unser Berliner Gewährsmann glaubt sie folgendermaßen beantworten zu dürfen: „In landwirthschaftlichen Kreisen hat jedenfalls der Compromißvorschlag große Zustimmung gefunden. Viele Mittheilungen, die aus allen Theilen des Reiches hierher gelangen, haben es bestätigt, daß man in dem Compromißvorschlag sowohl die weise Mäßigung, die er gegenüber den übertriebenen früheren Forderungen übe, als auch den guten Willen, einen Ausgleich mit etwas mehr Rücksicht auf die Landwirthschaft herbeizuführen, gern anerkannt hat. Es ist also Thatsache, daß die breiten Schichten der ländlichen Interessenten von den unerreichbaren früheren Forderungen schon abgerückt sind, soweit sie überhaupt solchen Forderungen zugestimmt hatten, und sich der Regierungsvorlage bis auf eine Entfernung von 50 Pfg. oder 1 ℳ genähert haben. Es ist andererseits Thatsache, daß die Regierung ihre volle Autorität dafür einsetzt und die ganze Verantwortung dafür tragen will, daß auch noch diese Differenz von 50 Pfg. u. s. w. preisgegeben wird. Und es ist unverkennbar, daß eine Regierung hierbei in Betracht kommt, die weiß, was sie will, die den Credit einer sehr freundlichen Gesinnung für die Landwirthschaft sich erworben hat und die bereit ist, an allen möglichen anderen Stellen des Entwurfs mit der Mehrheit sich gütlich zu vertragen. Dann gewinnt wohl das Wort des Grafen Limburg-Stirum entscheidende Bedeutung, daß es das größere Uebel wäre, wenn man den Entwurf im Ganzen scheitern ließe und einer solchen Regierung, die durch keine annähernd so agrar-freundliche ersetzt werden würde, das Dasein erschweren wollte. Wir wissen sehr wohl, daß es ein außerordentliches Opfer und ein großer Entschluß ist, von dem Compromißvorschlage jetzt abzugehen und bis zur Regierungsvorlage sich hinüber zu bewegen. Aber es muß mit der Thatsache gerechnet werden, daß etwas Anderes als diese letztere an der einen Stelle der Mindestzölle unter keinen Umständen zu erreichen ist und daß der Tarif und das Tarifgesetz noch hundertfache Gelegenheit bietet, Nützliches für die Landwirthschaft festzuhalten, was bisher gemangelt hat, vielfach auch Gelegenheit, Nützliches hinzuzufügen, was in der Regierungsvorlage noch mangelt. Dann darf man wohl erwarten, daß die compromißwillige Mehrheit, zu der sich in diesem Falle die Nationalliberalen sämmtlich zugesellen möchten, mit den Mindestsätzen der Regierung ihr Abkommen trifft, um zunächst einmal den ganzen Entwurf fertig zu stellen. In seinem Gesammtrahmen gewinnt hoffentlich am Schlusse auch der jetzt erreichbare Mindesttarif ein recht acceptables Gepräge."

Das toleranzbegeisterte Centrum hat am Sonnabend durch seine Parteigenossen in der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses wieder einmal beweisen lassen, daß es Toleranz nur beanspruchte, zu üben aber keineswegs geneigt ist. Es handelte sich in der bezeichneten Commission um die **Altkatholikenfrage**. Bekanntlich war im verflossenen Jahre von den vereinigten Ultramontanen und Conservativen die Forderung der Regierung für die altkatholische Professur in Bonn abgelehnt worden. Mit dieser Forderung wiederzukommen, wagte die Regierung nicht, machte aber den Versuch, den Altkatholiken im Rahmen der philosophischen Facultät zu helfen. Der Regierungscommissar führte zur Begründung dieses Versuchs in der Commission aus, man sei den Bedenken des Abgeordnetenhauses so weit entgegengekommen, wie nur irgend möglich. Man habe die Forderung in eine Form gebracht, die weniger als die frühere den principiellen Standpunct der einzelnen Parteien berühre; es lägen auch mehrere neue thatsächliche Gesichtspuncte vor. Der letzte altkatholische Theologe sei gestorben, so daß für altkatholische Theologen die Möglichkeit, sich akademisch zu bilden, aufgehört habe. Man habe der Erzbischof Simar vom Cultusminister die Zusicherung erhalten, daß kein altkatholischer Theologe mehr in die katholisch-theologische Facultät zu Bonn solle aufgenommen werden. Dies sei eine große Concession, denn sie sei nicht nur vom Minister persönlich ertheilt, sondern als unbedingt weiter in Zukunft verbindlich vom Staatsministerium. Kein altkatholischer Theologe werde also in Zukunft nach Bonn berufen werden. Die Kehrseite der Medaille sei allerdings, daß nun das Centrum in anderer Weise für die Ausbildung der altkatholischen Theologen zu sorgen habe. Wenn das Centrum sich darauf berufe, daß zunächst das Altkatholikengesetz abgeschafft werden müsse, so beweise dies, daß man sachlich gegen die Regierungsforderung nichts einwenden könne. Das Centrum könne unbeschadet seines Standpunctes die Forderung bewilligen. Wenn das Abgeordnetenhaus die jetzige Forderung der Regierung bewillige, würden weitere Forderungen in dieser Beziehung nicht gestellt werden; werde sie aber abgelehnt, so werde die Staatsregierung immer wiederkommen, weil sie die Altkatholiken nicht fallen lassen wolle. Aber alles Zureden, alle Berufung auf das dem Erzbischof von Köln gemachte Zugeständniß half nichts: die Centrumsmitglieder der Commission beharrten auf ihrem „toleranten" Ablehnungsstandpuncte und die Conservativen — bis auf einen — halfen den klerikalen Freunden die Regierungsforderung begraben. Die „Köln. Ztg." hofft nun zwar, weil ein Conservativer für die Forderung stimmte, das Plenum des Abgeordnetenhauses werde den Commissionsbeschluß umstoßen, aber jedenfalls ist anzunehmen, daß die Versuche der Commissionsmehrheit, Anhänger zu gewinnen, erfolgreicher sind, als die der Minderheit. Und wird die Forderung auch im Plenum abgelehnt, so wird die Regierung bei ihrer Neigung zur Toleranz gegen das intolerante Centrum, wenn sie wiederkommt, jedenfalls auch über ein neues Zugeständniß an den Erzbischof von Köln zu berichten wissen, das den Altkatholiken das Athmen noch schwerer macht.

Das italienische Ministerium hat, wie gemeldet, den ersten Tag der neuen Kammersession nicht überlebt. Bei der Präsidentenwahl, dem Prüfstein für die Anhängerschaft der Regierung, hat nahezu die Hälfte der Abgeordneten gefehlt: von 508 Abgeordneten haben nur 292 gestimmt. Und der Candidat der Regierung, Villa, erhielt nicht einmal die Mehrheit der abgegebenen Stimmen, da sich 120 Abgeordnete der Abstimmung enthielten. Erst in der Stichwahl wurde Villa bei 142 Stimmenthaltungen gegen den Socialisten Costa gewählt. Das Ministerium Zanardelli hat sofort die Consequenz aus dieser, einen vollständigen Zerfall der Regierungsmehrheit bedeutenden Abstimmung gezogen und noch am Abend dem König sein Entlassungsgesuch unterbreitet. Ein Vorspiel für die jetzige Krise bildete der dieser Tage erfolgte Rücktritt des Ministers der öffentlichen Arbeiten, Grafen Giusso. Angesichts des seit einiger Zeit drohenden allgemeinen Ausstandes der Eisenbahnbediensteten bedeutete dieser Schritt eine erhebliche Schwächung des Cabinets, zumal sich keiner der einflußreicheren Volksvertreter bereit finden ließ, das nichts weniger als verlockende Portefeuille zu übernehmen, so daß sich der Ministerpräsident selbst dazu bequemen mußte. Allerdings lag, so schreibt die „Schles. Zeitung", nicht in der drohenden Ausstandsbewegung der Grund für den Rücktritt Giusso's, sondern in dem Beschluß Zanardelli's, die Ehescheidung gesetzlich zuzulassen, oder, wie es in der Thronrede umschrieben war, „das ideale Princip der Unauflösbarkeit der Ehe" einzuschränken". Vielleicht hätte Zanardelli eine glücklichere Fassung für seine gesetzgeberische Absicht finden können; in der Sache, der Reformbedürftigkeit der Ehegesetzgebung, entspricht seine Absicht völlig dem Bedürfniß. Denn für die Eheschließung bestehen in Italien keinerlei Vorbedingungen in wirthschaftlicher, religiöser und polizeilicher Hinsicht; insbesondere muß nicht nothwendig, wie dies ein Gesetzentwurf einführen wollte, die bürgerliche Eheschließung der kirchlichen Trauung vorhergehen. Die Folge dieser allgemeinen Leichtigkeit der Eheschließung ist die sehr große Zahl der Ehescheidungen, die eine durchschnittliche große Kinderzahl zur Folge hat. Daneben aber haben sich zahlreiche Uebelstände herausgestellt, namentlich durch das Nebeneinanderbestehen von Civilehe und kirchlicher Trauung, da häufig die Civileheschließung nach der kirchlichen Trauung nicht mehr nachgesucht wird, so daß zahlreiche Ehen nach dem bürgerlichen Gesetze als Concubinat gelten und mancher gewissenlose Mann sich ohne Bedenken von der ihm im guten Glauben gefolgten Frau trennt, um dann eine zweite giltige Ehe durch bloße Civiltrauung einzugehen. — Eine Neuregelung dieser Gesetzgebung ist also Bedürfniß, und in ihrem Rahmen konnte auch die Auflösbarkeit der Civilehe ausgesprochen werden. So, wie Zanardelli das Gesetz ursprünglich geplant hatte, mußte es aber in den Kreisen der gläubigen Katholiken, denen ja die Ehe als Sacrament gilt, großen Anstoß erregen. Und wenn auch durch das päpstliche non expedit die Betheiligung streng päpstlich gesinnter Katholiken am politischen Leben verhindert ist, so haben doch die Satzungen der Kirche auch für die sich nicht an das Verbot der Curie kehrenden Wähler und Gewählten noch so viel Gewicht, daß sich eine intensive Agitation gegen die „Ehescheidung", namentlich in Süditalien, entwickelte. In Neapel ist der Sitz dieser Bewegung; dem Comité zu ihrer Leitung gehören unter Anderem neun Senatoren und 17 Abgeordnete an. Wenn man erwägt, daß gerade die süditalienischen Abgeordneten jederzeit die ergebenste Gefolgschaft des jeweiligen Ministeriums bilden, so wird man die Bedeutung dieses Abfalles ermessen können. Zweifellos sind es auch die Süditalienier gewesen, die durch Stimmenthaltung den Mißerfolg des Ministeriums bei der Präsidentenwahl herbeigeführt haben. Vermuthlich sollte die Versagung ihrer Unterstützung nur ein Memento Tekel für Zanardelli sein, um ihn vor der Einbringung des Ehescheidungsgesetzes zu warnen; sonst hätten sie wohl eine Gegencandidatur aufgestellt. — Ueber die Entwickelung der Krisis wird uns berichtet:

* **Rom**, 23. Februar. Nach Meldungen der Blätter wird der König die Demission des Cabinets nicht annehmen. Das Cabinet soll nach Prüfung der politischen und parlamentarischen Lage beschlossen haben, demnächst nach der Ernennung eines neuen Arbeitsministers in der Kammer vollzählig zu erscheinen und eine namentliche Abstimmung über die Richtung der Regierungspolitik herbeizuführen.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 23. Februar. Eine sehr treffende Charakteristik der Reichstagsverhandlungen findet sich in der „Frankf. Ztg.", der über die Freitagssitzung des Reichstages von hier geschrieben wird: „Beim Beginn der Sitzung waren elf Abgeordnete im Saal, und als der Präsident 6 Stunden später, um 7 Uhr, die Sitzung schloß, weil „das Haus" die Vertagung wünschte, da bestand dieses Haus aus sechszehn Herren. Erledigt wurden in diesen 6 Stunden das ganze Ordinarium des Militäretats, das sehr umfangreich ist und einen dicken Band bildet, und der Präsident hatte viel zu thun, die einzelnen Titel und Positionen aufzurufen. Es ist beachtenswerth, daß die Militärverwaltung gar keine Versuche gemacht hat, wie es doch sonst bei Kleinigkeiten sogar geschieht, wichtige Forderungen, die von der Budgetcommission abgelehnt sind, im Plenum dennoch durchzusetzen. Nun ist es ja allerdings komisch, wenn man dem früheren Sprachgebrauch und den früheren realen Verhältnissen entsprechend, in diesem Reichstage noch von einem Appell ans Plenum sprechen wollte. Die Dinge haben sich umgekehrt: Die Budgetcommission besteht von Alters her aus 28 Mitgliedern, und die sind auch meistens da, und es wird in der Commission wirklich berathen und sachlich entschieden. Das Plenum, das über der Commission stehen soll, weist sehr oft nicht 28 Mitglieder auf, und es wäre ein ganz vergeblicher Versuch, bei solcher Besetzung eine Abänderung der Commissionsbeschlüsse im Plenum herbeiführen zu wollen. Er würde unter Anderem auch daran scheitern, daß strittige Abstimmungen überhaupt nicht stattfinden können, weil dann ja sofort die Beschlußunfähigkeit constatirt würde. Diese ganze Etatsberathung, wie sie jetzt wochenlang Tag für Tag geübt wird, ist Alles, nur keine Berathung. Im besten Falle kann man sie eine Unterhaltung nennen."

* **Berlin**, 23. Februar. (Helfershelfer der Bebel und Genossen.) Die Thatsache, daß die Socialdemokraten Jahr für Jahr die Verhandlungen des Reichstages über den Heeresetat mißbrauchen, um durch tendenziöse Schilderungen wirklicher, erfundener oder entstellter Vorgänge Stimmung gegen das Heer zu machen, ist bekannt und findet in weiteren Kreisen kaum mehr Beachtung, da ihr Haß gegen dieses festeste Bollwerk der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ihr Vorgehen genügend erklärt. Herr Bebel ist überdies in concreten Fällen schon so oft der objectiven Unwahrheit seiner Behauptungen überführt worden, daß seine Darlegungen längst auf das größte Mißtrauen stoßen. Dieser jedem Beobachter unserer öffentlichen Verhältnisse bekannte Umstand hält den hiesigen Vertreter der „Daily News" nicht ab, die jüngsten Ausführungen der Abgeordneten Bebel und Kunert in breiter Form nach London zu telegraphiren, indem er seine Unschuld mit dem leichten Vorbehalt, daß die socialdemokratischen Behauptungen richtig seien, drapirt, alsdann aber kräftig und rückhaltlos die Schlußfolgerungen jener Feinde unseres Staatswesens unterstreicht und durch Bemerkungen seinerseits den Eindruck auf das unwissende englische Publicum verschärft. Unser Heerwesen bedarf gegen solche Anwürfe keiner Vertheidigung. Wenn wir auf die Unterstützung, die die Socialdemokraten, in ihrem Bemühen, unser Heerwesen in der Achtung des In- und Auslandes herabzusetzen, durch hiesige Correspondenten englischer Blätter erhalten, hinweisen, so geschieht dies, um an einem solchen Beispiel nachzuweisen, wie das englische Publicum in Bezug auf deutsche Verhältnisse irregeführt wird. Der vorliegende Fall ist um so erstaunlicher, als der „Daily News"-Correspondent deutscher Reichsangehöriger ist. Er mag sich daran erfreuen, daß das Blatt seine Mittheilungen über angebliche Soldaten-Mißhandlungen im deutschen Heere mit den schreiendsten Ueberschriften versieht: „Militarismus in Deutschland. Soldaten-Mißhandlungen. Ein trauriger Record." Wir

---

und wo ein Graben genommen wurde, was übrigens mit spielender Leichtigkeit geschah, da lohnte es ein freundlicher Zuruf des Reiters, ein leichter Schlag auf die Flanken.

Die Entfernung von der „Elinor" wurde immer geringer. Es war Eckhoff plötzlich in Erinnerung gekommen, wie viel seiner Mutter an dem Siegespreis gelegen war und daß er ihr gewissermaßen sein Wort verpfändet hätte.

Zudem fühlte er, daß die folternden, alle Möglichkeiten erwägenden Gedanken bei diesem tollen Ritt von ihm abließen. So jagte er dahin, als gelte es, Furien zu entfliehen.

Einmal hatte Selma sich umgeschaut und, als sie ihren Vortheil bemerkte, herausfordernd, als sei ihr bereits der Sieg zu Theil geworden, die Mütze geschwenkt.

Die Bewegung stachelte Eckhoff's Ehrgeiz auf. Er begann von Neuem, den Renner anzutreiben, daß er keuchte. Schaum flog aus den Nüstern, aber gehorsam legte er noch weiter aus.

Jetzt hatten sie die „Elinor" erreicht. Wenige Minuten nur jagten die Thiere Seite an Seite, dann schob „Oreste" um Hauptespferdslänge vor, bald um Körperlänge und schließlich ließ er die „Elinor" weiter und weiter zurück.

Bernhard sah sich nicht ein einziges Mal um, sonst hätte er bemerken müssen, daß Frau von Linden, als sie erkannte, daß der Sieg ihrem Partner gehörte, eine etwas gemäßigtere Gangart einschlug.

Sei es nun, daß „Oreste" ermüdete, sei es, daß er das Zurückbleiben der „Elinor" witterte, genug, er ließ gleichfalls in seinem Eifer nach, das erbitterte Eckhoff aber gewaltig, und das gehetzte Thier bekam abermals die Sporen zu fühlen, gerade, als der vorletzte Graben zu nehmen war.

Vor Schmerz laut aufwiehernd, stellte es sich auf die Hinterfüße, setzte dann in wildem Bogen über den Graben hinweg, konnte aber doch nicht sogleich festen Halt gewinnen und legte sich auf die Vorderfüße.

Eckhoff brachte es wieder in die Höhe, aber nun bekam es Rucken, bäumte, beschrieb, nach rückwärts drängend, einen Halbkreis, schnob mit den Nüstern, zitterte am ganzen Körper und war nicht von der Stelle zu bringen.

„Ich werde Dir den Teufel austreiben", zischte Eckhoff, welchen die Eindrücke dieses Morgens vollständig aus dem Concept gebracht hatten und den die Widerspänstigkeit des Hengstes furchtbar reizte.

Aber in dem Moment, als er die Candare kürzer fassen wollte, flog in unmittelbarer Nähe ein Volk von Rebhühnern auf; der schon verängstigte Renner machte einen gewaltigen Seitensprung und stürmte dann mit geblähten Nüstern, einen schrecklichen Anblick gewährend, vorwärts.

Eckhoff waren bei der unvermutheten, heftigen Bewegung die Zügel entglitten, und so sehr er sich auch bemühte, konnte er derselben doch nicht habhaft werden. Er mußte darauf bedacht sein, sich festzuhalten. Gleichzeitig aber versuchte er es, die Füße aus den Steigbügeln zu befreien, um abspringen zu können, denn der Hengst hatte soeben den letzten Graben genommen und jagte nun in blinder Wuth dem Walde zu.

Allein es gelang ihm nur, den einen Fuß zu befreien.

„Oreste" schlug wild mit den Hinterbeinen aus, stampfte den Boden, setzte zu neuem Sprunge an, flog vorwärts, um gleich darauf niederzustürzen.

Im selben Moment war er wieder hoch und die wilde Jagd begann von Neuem.

Bei dem Fall aber war Bernhard vom Pferde geglitten. Mit einer verzweifelten Anstrengung versuchte er den gefesselten Fuß aus dem Steigbügel zu befreien. Diese Bewegung aber mochte den Fuchs aufgestachelt haben, sich empor zu rappeln.

Die Situation war nun für Eckhoff eine höchst kritische. Er konnte nicht loskommen, das rechte Bein steckte in dem Bügel, an der linken Seite des Pferdes aber hing der unglückliche Mann in der Schwebe, beständig der Gefahr ausgesetzt, geschleift oder gegen den nächsten Baum geschleudert zu werden.

Mit der Verzweiflung und der Ausdauer, die nur höchste Noth verleiht, hielt er sich krampfhaft am Sattelzeug und an der Mähne des Thieres fest.

Alle Bemühungen, wieder in den Sattel zu gelangen, waren vergeblich, die Lage war eine zu ungünstige.

Eckhoff gab sich verloren, denn in wenigen Secunden mußte der Wald erreicht sein. Dicht vor ihm ragten die dunklen Tannen empor.

Bernhard hatte die Geistesgegenwart nicht verloren. Kaltblütig erwog er alle Möglichkeiten, die ihn aus der Todesgefahr befreien, ihm ein Loskommen von dem unsinnigen Thier verhießen.

Da, als „Oreste" bereits in den Schatten der ersten Bäume gelangt war und Eckhoff sich, die Augen schließend, die Zähne fest aufeinander gepreßt, in sein Schicksal ergeben hatte, ertönte aus unmittelbarer Nähe ein zwar unterdrückter, aber um so erschütternder wirkender Aufschrei, der Bernhard bereits wie aus einer anderen Welt zu kommen schien.

Eine schlanke Mädchengestalt flog aus dem Baumbestand hervor, direct auf dem stürzenden Hengst zu. Bernhard sah in ein todtbleiches, entschlossenes Gesicht und jetzt packte ihn wahnsinnige Angst.

„Zurück!" schrie er, „um Gotteswillen —".

Aber sie schien ihn nicht zu hören. Mit beiden Händen griff sie nach dem Zaumzeug. Glaubte Stephanie wirklich, ihre schwache Kraft könne das Ungeheuer bändigen?

Ein wildes Schütteln und Stampfen, ein erneuter Anlauf und im Bogen flog das Mädchen gegen den nächsten Baumstamm.

Jetzt schrie Eckhoff auf, in wahnsinnigem Schmerz und von Todesangst getrieben, riß und zerrte er noch einmal mit aller Kraft an dem Bügel. Nicht für sich fürchtete er, aber Stephanie regte sich nicht, und er hatte gesehen, daß rothes Blut über ihr Gesicht hinabrieselte.

Endlich hatten seine Anstrengungen Erfolg. Der Fuß wurde frei, Eckhoff sprang zurück, fiel unsanft zur Erde, kam aber ohne jeden Schaden davon.

Secunden waren erst vergangen, seit das Mädchen so unerwartet aufgetaucht war, ihn dünkten sie Ewigkeiten.

Was jetzt in seinem Innern vorging, als er niederkniete und die leblose, stille Gestalt vor sich hatte, die er auf dem Grund des Sees wähnte, als er sich mit Beschämung eingestehen mußte, daß sie mit dem Muthe einer Heldin sein Leben zu retten suchte, während er kleinmüthig hin und her sann, ob er durch eine Frage nach ihrem Befinden sich nicht vergebe, — das wäre schwer zu beschreiben.

Aller Haß und Groll schmolzen in Zärtlichkeit dahin. Er hätte sie jetzt mit tausend Kosenamen nennen und mit Liebkosungen überschütten mögen und saß doch ganz still, preßte sein Sacktuch auf die Stelle, von der aus das Blut floß, und starrte wie verzaubert auf den blassen, fest geschlossenen Mund.

Aber das unaufhaltsam unter dem Stirnhaar hervorrieselnde Blut brachte ihn zur Besinnung. Verzweifelt sah er sich nach Wasser um.

„Du darfst doch nicht sterben", murmelte er, sich tiefer und tiefer neigend, „sonst würde ja meine arme Mutter ganz vereinsamen, denn wenn Du gehst, Stephanie, so gehe ich auch."

Jetzt berührte sein Mund fast ihre Lippen. „Kannst Du mir denn wohl verzeihen, Stephanie, mir armen Thoren, der mit einer fast wahnsinnigen Liebe im Herzen Dich quälte und fast in den Tod trieb?"

Seine Hand wagte es, zaghaft über ihr dunkles, halb entfesseltes Haar zu streichen, seine Lippen neigten sich durstig, wie vergehend, den ihrigen entgegen.

Er küßte sie, erst den Mund, dann die Augen, die so fest geschlossen waren, die Stirn, die so wachsbleich erschien, so ernst, über die der purpurne Lebensstrom unablässig hinabrieselte.

„Wirst Du mir noch grollen? Wirst Du mich strafen für all mein Unrecht? O, sprich nur ein einziges Wort, Du Süße, Einzige, sieh mich an, mit Deinen lieben, schönen Augen! Hörst Du mich, Stephanie, ach, hörst Du mich wohl?"

Eine Hand berührte seine Schulter.

Er hatte die Welt vergessen gehabt. Wie sollte es auch anders sein?

In thörichtem Wahn hatte er das eigene Herz und das der Geliebten geknechtet und verleugnet, nun schrie Alles in ihm nach Verzeihung, nach Glück, nun es vielleicht zu spät war!

Frau von Linden stand neben ihm. Heute sah er zum ersten Male, daß auch sie hübsche Augen hatte, tief und strahlend, voll Herzensgüte und echt weiblicher Theilnahme.

Thränen standen darin, das Maß des Schmerzes — wer weiß, welche Wünsche und Hoffnungen sie begrub in dieser Stunde, und dennoch lächelte sie. Die flinken kleinen Hände aber fuhren schleunigst vertuschend über die Augen. Um so als Uebersehene nebenbei zu stehen, dazu war sie doch zu stolz!

„Was sind das für Geschichten, bester Eckhoff!" schalt sie in einem mehr zärtlichen als unglücklichen Ton, „wie konnten Sie dem armen „Oreste" so barbarisch zusetzen! Wenn das Biest Ihnen für alle Zeit das Heirathen verleidet hätte, verdenken könnte man es ihm nicht!"

„Selma, ach, liebe, verehrte Freundin, Sie haben Alles gesehen — helfen Sie doch, das Blut stillen — wenn wir doch nur etwas Wasser hätten!"

„Stehen Sie auf, treten Sie einige Schritte zurück und dann rufen Sie laut nach Schleinitz, die Lichtung ist ja in der Nähe, er wird schon hören!"